

Prolog

„Halt, nicht weiter! Leg den Rückwärtsgang ein, der Wind drückt uns an den Steg!“

Zu spät. Ein hässliches, metallisches Schleifgeräusch durchschneidet das Rauschen des Windes, als die Bordwand der gelben Stahlyacht am Steg entlangschrammt. Geistesgegenwärtig springt Kim über die Reling auf die grauen Holzplanken, eine Bugleine in der Hand. Mit geübten Griffen schlingt sie die Leine um den Poller und stemmt sich mit aller Kraft gegen das Schiff. Schweiß läuft über ihre Wangen in den Ausschnitt ihres weißen Shirts, die Anstrengung treibt ihr das Blut ins Gesicht.

Nach dem Ausbringen von zwei weiteren Leinen betrachtet sie die schadhafte Stelle. Eine gut dreißig Zentimeter lange Schramme zieht sich quer über die Bordwand. Der Lack ist millimetertief abgetragen, blanker Stahl blitzt darunter hervor. Sie wird ihn gleich behandeln müssen, um ihn am Rosten zu hindern.

Leise seufzt Kim auf. Ihre Hände fahren durch die kurzen, rotbraunen Haare, die vom Wind zerzaust in alle Richtungen abstehen. Mit dem Handrücken wischt sie sich den Schweiß von der Stirn. Ihre grünen, katzenhaften Augen schweifen über das weitläufige Hafengebäude Mindelos. Bordwand an Bordwand drängen sich große und kleine Segelyachten, ein Wald aus Masten ragt schwankend in den wolkenverhangenen Novemberhimmel. Hin und wieder zuckt ein Sonnenstrahl wie ein schillernder Finger über die bewegte Wasseroberfläche. Staubiger Dunst liegt in der Luft. Der durchdringende Geruch nach gegrilltem Fisch drängt sich in ihre Nase, und das Grummeln in ihrem Magen erinnert sie daran, dass sie seit gestern Abend nichts mehr ge-

gessen hat. Ein salziger Geschmack erfüllt ihren Mund, als sie sich mit der Zunge über die spröden Lippen fährt. Aus der Ferne dringt kapverdische Salsa-Musik an ihr Ohr.

Plötzlich erzittert der Steg, auf dem Kim steht, und ein tiefes Brummen ertönt. Auf dem Motorboot neben ihr entsteht Bewegung. Zwei Männer springen auf die Holzplanken, lösen die Leinen. Langsam tuckert das mächtige, graue Schiff rückwärts aus der Box und gibt den Blick auf eine ältere GFK-Yacht frei. Ein gelboranges Bimini spannt sich auf blitzenden Edelstahlstangen über das Cockpit. In einer Hängematte zwischen Vorstag und Mast döst ein Mann.

Ein lauter Knall unmittelbar hinter ihr lässt Kim zusammenzucken. Sie wirbelt herum und starrt verständnislos auf die große, schwarze Reisetasche, die neben ihren Füßen liegt. Mit einem zweiten lauten Poltern landet Thomas neben ihr. Gerötete Haut spannt sich feuchtglänzend über sein Gesicht, schwarze Locken kleben an seiner Stirn. Aus seinen Augen drängt dieselbe Wut, die in den vergangenen Wochen immer häufiger von ihm Besitz ergriffen hat. Der Druck, mit dem sich seine zischenden Worte über sie ergießen, raubt Kim den Atem.

„Ich schieß‘ auf dieses Schiff, ich schieß‘ aufs Segeln, ich schieß‘ auf die Freiheit! Ich flieg‘ zurück nach Hause!“

Er bückt sich, wuchtet sich die Tasche auf die Schulter. Ohne ein weiteres Wort und ohne sich noch einmal nach ihr umzudrehen, stapft er über den Steg. Fassungslos folgen ihre Augen seiner gedrungenen Gestalt, die sich zwischen umherstehenden Dieselkanistern und heftig gestikulierenden Hafenangestellten seinen Weg zum Ausgang bahnt. Sie blickt ihm nach, bis sein

schwarzer Haarschopf hinter der Mauer des Hafengebäudes verschwunden ist.

1

Philipp fühlt sich ein wenig verloren, als er mit seinem Rollkoffer auf dem unebenen Gehsteig steht. Sein Atem geht keuchend, unablässig rinnt Schweiß über sein Gesicht und tränkt den Ausschnitt seines Hemdkragens, dessen oberster Knopf bereits offen steht. Vor ihm, auf einem großen Platz, drängen sich Menschen und Hunde. Stimmengewirr in einer ihm unverständlichen Sprache dringt an sein Ohr. Die Luft ist erfüllt von fremdartigen Gerüchen, die er nicht zuzuordnen vermag. Es muss sich um den Marktplatz handeln. Ein graues Geländer umfasst die gesamte Fläche, die in etwa die Ausmaße eines Fußballfeldes hat. An das Geländer schmiegt sich ein schmaler, von zahlreichen Asphaltlöchern durchsetzter Gehsteig. Gedrungene, zweistöckige Häuser, von deren buntbemalten Fassaden der Putz bröckelt, säumen eine Straße, die den Platz umschließt.

Philipp löst seinen Blick von der Szenerie. Er muss zum Hafen. Suchend schaut er sich um. Seine Augen treffen auf einen hochgewachsenen Mann in roten Shorts und einem abgetragenen, sauberem Adidas-Shirt, der ihn aufmerksam mustert. Entschlossen macht er einen Schritt auf den Mann zu.

„Ta da pa u dzem undi ki portu ta?“

In den schwarzen Augen blitzt Überraschung auf, dann verzieht sich das noch schwärzere Gesicht zu einem breiten Lächeln.

„Bu ta papia kriolu?“ Weiße Zähne blitzen in ungeordneten Reihen zwischen vollen, rotschwarzen Lippen.

Philipp lächelt müde zurück und zuckt mit den Schultern. Der mühsam auswendig gelernte Satz auf

Kreolisch hat seine Wirkung nicht verfehlt. Er spürt die Augen des Mannes über sein Gesicht gleiten. Dann dreht sich der andere zur Seite und erklärt ihm wortreich den Weg zum Hafen. Philipp versteht nichts, aber die ausladenden Gesten lassen ihn die ungefähre Richtung erahnen.

„Tud’dret?“

Auf die abschließende Frage antwortet Philipp mit bedächtigem Kopfnicken. Zweifelnd blickt der Mann ihn an, dann packt er ihn am Handgelenk. Im Laufschrift zieht er ihn hinter sich her. Konzentriert bemüht sich Philipp, nicht auf herumliegende Plastiktüten, Fischkadaver und abgenagte Mangokerne zu treten. Er versucht gar nicht erst, sich den Weg durch das Gassenlabyrinth zu merken. Sein Rollkoffer holpert klackend über das unregelmäßige Kopfsteinpflaster und droht bei jedem Ruck auf die Seite zu kippen. Eine Gruppe beliebter Frauen in bunten Röcken ruft etwas hinter ihnen her. Der große Mann hebt die freie Hand, lacht ihnen zu. Plötzlich bleibt er so abrupt stehen, dass ihn Philipp in den Rücken rammt.

„Oh, sorry!“

„Portu lí!“

Seine Augen folgen der ausgestreckten Hand des Mannes. Durch eine schmale Gasse mit zweistöckigen Häuserreihen hindurch erblickt er die schwankenden Masten der Segelboote.

„Thanks.“

Der Schwarze lehnt sich grinsend an einen schiefen Laternenpfahl.

Das Büro der Marina ist in einem kleinen, lichtdurchfluteten Raum untergebracht. Der penetrante Geruch nach Desinfektionsmittel schlägt Philipp entgegen, als er die Glastür öffnet. Hinter einem modernen Tresen

aus hellem Holz sitzt eine junge Frau vor einem Computerbildschirm, das wilde Kraushaar zu einem strengen Knoten am Hinterkopf zusammengebunden.

Keuchend stellt Philipp seinen Koffer vor dem Tresen ab. Mit einem nassen Taschentuch wischt er sich übers Gesicht. Das Hemd klebt wie eine zweite Haut an seinem Körper. Die Luft ist erfrischend kühl, er atmet erleichtert auf. In der linken Ecke der weißgetünchten Decke surrt eine Klimaanlage.

„Bom día. Ich suche die Jacht *Flying Bird*.“

Die Frau blickt vom Bildschirm auf. Ein mitfühlendes Lächeln huscht über das ebenmäßige, kaffeebraune Gesicht. Sie greift nach einer Plastikmappe, zieht ein Papier heraus. Nach kurzem Studium der Unterlagen fragt sie in fließendem Englisch:

„Sind Sie der Besitzer?“

Philipp zögert. Trotz der erfrischenden Kühle dringen neue Schweißperlen auf seine Stirn.

„Ja. Der neue Besitzer.“ Die Worte klingen befremdlich in seinen Ohren.

Die Dame hinter dem Tresen nickt bedächtig. „Die Liegeplatzgebühr für die letzten zehn Wochen ist noch offen.“

Philipp schluckt. Langsam öffnet er einen weiteren Knopf seines Hemdes. „Wie viel ist das?“

„Das macht 1382 Euro.“ Die Zähne der Frau sind genauso weiß wie die des Mannes von vorhin, aber sie stehen in zwei perfekten Reihen.

Philipp schluckt erneut, fährt sich mit der Handfläche über die Augen, wo sich heftiges Stechen bemerkbar macht.

„Kann ich mit Kreditkarte bezahlen?“ Seine Stimme klingt belegt.

„Selbstverständlich.“

Beim Eingeben der Geheimzahl vertippt er sich zweimal. Im Raum wird es plötzlich unerträglich warm. Langsam drückt er die kleinen Tasten hinunter. Das Gerät schnurrt und spuckt den ersehnten Beleg aus. Philipp atmet auf. Was ist bloß mit ihm los? Seit er das Flugzeug verlassen hat, fühlt er sich wie betäubt. Sicher liegt es an der schwülen Hitze, die ihn wie ein unsichtbarer Mantel umgibt.

„Hier ist eine Keycard für die Tür zu den Stegen und zu den Toiletten. Herzlich Willkommen in Mindelo! Waren Sie schon einmal auf den Kapverdischen Inseln?“

„Nein.“

„Hier, ein Stadtplan von Mindelo. Und hier ist ein Prospekt der Insel. Und hier von Santo Antão, der Nachbarinsel. Sie fahren am besten mit der Fähre dorthin.“

Mechanisch steckt Philipp das Prospektmaterial in ein Seitenfach seines Koffers.

„Danke.“ Rasch verlässt er das Büro.

Im *Floating Bistro* vor der Eisentüre, welche die Schwimmstege mit den Segelyachten vor der Öffentlichkeit verschließt, lässt sich Philipp auf einen Stuhl fallen, bestellt ein Thunfischsandwich und einen Milchkaffee. Erschöpft schließt er die Augen.

Seine Gedanken schweifen zu Herbert. Er ist also bis Mitte April hier gewesen. Die Krankheit muss für ihn plötzlich gekommen sein. Oder er hat sie ignoriert. Ganz sicher ist sich Philipp nicht, wie sein älterer Bruder mit der Krebsdiagnose umgegangen ist. Er ist nie der große Kommunikator gewesen, hat sich lieber hinter seiner Fotokamera versteckt. Hat das Leben, das er so geliebt hat, in seinen Bildern festgehalten, anstatt darüber zu sprechen.

Das Brot in Philipps Mund zerfällt. Es gelingt ihm nicht, es hinunterzuschlucken. Er würgt, ringt nach Luft, hastig greift seine Hand nach der Kaffeetasse. Sein Mund brennt, der Breiklumpen rutscht endlich tiefer. Er atmet heftig auf, schließt die Augen, während der heiße Kaffee durch seine Kehle rinnt. Sein Brustkorb knackt.

„Alles okay bei dir?“

Eine warme Stimme dicht an seinem Ohr reißt ihn aus seinen Gedanken. Er zuckt zusammen und öffnet die Augen. Verschwommen nimmt er einen rotbraunen, wirren Haarschopf wahr, der sich dicht vor seinem Gesicht befindet. Der Duft nach Salzwasser und Wind streicht um seine Nase. Er nickt, wischt sich verstohlen über die Augen. Langsam lehnt er sich zurück, um das Gesicht vor sich zu betrachten. Braungebrannte Haut liegt über einer hohen Stirn, einer kurzen Nase mit bebenden Nasenflügeln und runden Wangenknochen. Eine schmale Lippe mit kleinen Grübchen neben den Mundwinkeln lächelt unentwegt. Breite Augenbrauen liegen über katzenartigen, grünen Augen, die ihn aufmerksam anblicken. Die Frau ist hübsch. Philipp schätzt sie auf Anfang Dreißig.

Kims Blick wandert über das Gesicht des Fremden. Er dürfte so gegen Mitte Vierzig sein. Seine kurzen, schwarzen Haare stehen ähnlich wirr in alle Richtungen wie ihre eigenen, mit dem einzigen Unterschied, dass seine mit Haargel in Position gebracht worden sind, während ihre der Wind zerzaust hat. Über eine tiefe, blasse Stirn ziehen sich drei Querfalten, die dem Gesicht ein nachdenkliches Aussehen verleihen. Auf einer breiten Nase sitzt eine silberne Brille mit runden Brillengläsern. Überraschend volle Lippen sind zu zwei schmalen Strichen zusammengepresst. Buschige,

schwarze Augenbrauen stehen über grauen Augen, in denen ein wehmütiger Blick liegt. Kim hat das seltsame Gefühl, durch diese Augen direkt in die Seele des Mannes zu blicken. Die Einsamkeit, die sie zu erkennen vermeint, erschreckt sie.

„Du bist neu hier.“ Es ist mehr eine Feststellung als eine Frage.

Dennoch antwortet der Mann. „Ich bin vor zwei Stunden gelandet.“

„Auf welchem Boot wohnst du?“

„*Flying Bird*.“ Seine Stimme klingt hell.

„Ach ja?“ Kim kneift die Augen zusammen, verharret einen Moment schweigend. „Dann bist du Herbert?“

Der Mann zuckt zusammen. Langsam schüttelt er den Kopf. „Nein. Herbert ist...“ Er stockt, räuspert sich. „Herbert war mein Bruder. Ich heiße Philipp.“ Kim zieht überrascht die Augenbrauen in die Höhe. Gespannte Stille breitet sich zwischen ihnen aus. Der Mann senkt den Blick. Seine leisen Worte klingen wie zerbrochenes Glas. „Herbert ist vor vier Wochen gestorben. Lungenkrebs.“

Abrupt richtet Kim sich auf. Es kommt ihr vor, als habe ihr jemand einen Hammer über den Schädel gezogen. Herbert ist tot. Olivier weiß nichts davon. Ihr Herzschlag beschleunigt sich. Sie verspürt den Drang zu gehen.

„Wenn du was brauchst, komm vorbei. Ich wohne auf der *Blue Sky* dort draußen.“ Seine Augen folgen ihrem Arm in Richtung des großen Hafengebäudes, in dem neben dicken Frachtern eine Handvoll filigran wirkender Segelboote schaukelt. Sein Blick verschließt sich.

„Übrigens: Ich bin Kim.“ Sie dreht sich um, schreitet hastig auf den Anlegesteg für Beiboote zu. Sie steigt in ein kleines Schlauchboot, startet den Motor, löst die

Leine und rauscht davon, eine schäumende Heckwelle hinterlassend.

Nachdenklich blickt Philipp ihr nach. Sie ist kleiner als er, vielleicht 1.50m groß, schlank mit muskulösen Beinen, die in kurzen Jeansshorts stecken.

Etwas an ihrer Reaktion hat ihn verunsichert. Es ist ein Schatten gewesen, der über ihr Gesicht gehuscht ist, als er gesagt hat, dass Herbert tot ist. Er weiß selbst nicht genau, warum er einer fremden Frau vom Tod seines Bruders erzählt hat. Irgendetwas in ihm hat ihn dazu gedrängt.

Philipp schüttelt sich. Der Kaffee hat seine Lebensgeister geweckt, sein Tatendrang ist zurückgekehrt. Herbert ist tot und hat ihm seine Segelyacht vermacht. Er versteht nicht, warum ausgerechnet er das Schiff übernehmen soll. Er ist noch nie auf dem Meer gewesen, hat überhaupt keine Affinität zum Wasser und zudem auch keine Zeit für solche kostspieligen Freizeitaktivitäten. € 1382.- hat er für den Liegeplatz bezahlt. Die Summe schmerzt ihn. *Für dieses Geld hätte ich den Mount Everest von Danieli kaufen können*, schießt es ihm durch den Kopf. Wehmut erfasst ihn, als er an seine letzte Errungenschaft zurückdenkt. Ein quadratmetergroßes Gemälde, die *Heuberge im Tirol*. Er liebt Malereien von Bergen, träumt sich bei der Betrachtung dorthin, wo er niemals wandern wird, weil ihm die Zeit dazu fehlt. Das Bild steht noch immer un- ausgepackt in der Garderobe. Herberts Tod hat Philipps Leben durcheinander gebracht, das bisher in so beruhigend überschaubaren Bahnen verlaufen ist. Er spürt Ärger aufsteigen, sein Magen krampft sich zusammen. Als ob es nicht reichen würde, dass die Organisation der Beerdigung ihm die Teilnahme an einer spannenden Auktion verunmöglicht hat, muss er sich nun auch noch

um dieses Schiff auf irgendeiner afrikanischen Insel kümmern. Die Sache ist ihm lästig. So rasch wie möglich will er die Yacht verkaufen und in seinen beschaulichen Alltag als Universitätsdozent zurückkehren.

Philipp steht so ruckartig auf, dass der Holzstuhl auf den schmiedeeisernen Beinen krachend nach hinten fällt. Zwei blonde Russinnen am Nachbartisch lachen ihm offen zu. Hastig bückt er sich und spürt, wie ihm das Blut in den Kopf schießt. Er packt den Griff seines Koffers und macht sich auf die Suche nach der Segelyacht *Flying Bird*.